



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Grau, Kurt Joachim: Jean Marie Guyau

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Mein letzter ist's! und jetzt allons ans Werk!
Um fünf Uhr kommst du zu mir auf das Schloß
Und zeigst den Schlüssel.

Lamme: Ohne Sorge, Till;
Jetzt wo ich's weiß, da nehm ich es genau.
Es steht ja deine Laufbahn auf dem Spiel.

Eulenspiegel: Die deine nicht?

Lamme: Ach, Till, ich muß dir sagen,
Mir wird ganz weinerlich bei all dem Glück —
Was mach ich ohne Frau!?

Eulenspiegel: Wir suchen sie,
Sobald das hier gelingt!

Lamme: Du wolltest, Till?

Eulenspiegel: Mit Sicherheit! Wir finden sie gewiß!
(Man hört in den Seitenstraßen Lärm.)

Lamme: Du glaubst das wirklich, Till?

Eulenspiegel: Verfüm' dich nicht!

Im schlimmsten Fall erbitte ich vom Kaiser
Die Leibkurier' und die Spion' zu Hilfe —
Er braucht sie so nicht seit dem letzten Krieg.

Lamme: Ja, Till, wenn du das tust, dann glaub ich's auch! —

Wir finden sie, und wenn sie wär im Mond! (Ab.)

Eulenspiegel: Jawohl, im Mond! — Bestelle eine Leiter!

(Der Lärm ist inzwischen bis zum Markt gekommen. Der Ratsbote, umringt von allerlei Volk, tritt auf. Eulenspiegel blickt von der Ecke mit spöttischem Lächeln auf die Gruppe.)

Bürger: Ruhe, Ruhe!

Der Ratsbote: Kund und zu wissen tut der Hohe Rat
Euch Bürgern dieser Stadt, daß trotz Verbot
Und vorverhängter Landesacht ein Schelm,
Benamst gemeiniglich Till Eulenspiegel —

Das Volk: Till Eulenspiegel! Hört! Till Eulenspiegel!

(Der Vorhang fällt rasch.)



Jean Marie Guyau

Von Kurt Joachim Grau-Berlin



Jean Marie Guyau, eine der bedeutendsten Erscheinungen unter den Denkern des modernen Frankreich, ist auch in Deutschland keine unbekanntere Persönlichkeit mehr, besonders seit dem Erscheinen seiner Hauptwerke in R. Eislers philosophisch-soziologischer Bücherei (Bd. X: Die Kunst in Beziehung zum sozialen Leben. — Bd. XIII: Sittlichkeit ohne Pflicht. — Bd. XX: Die Irreligion der Zukunft) und den ihn behandelnden Schriften und Dissertationen von Carlebach, Willenbücher, Emil Schwarz, Elisabeth Zitron u. a.

Guyau gehört zu jenen früh gereiften und jung verstorbenen Genies, die mit fieberhafter Hast innerhalb eines kurzen, meist durch Krankheit und körperliche Not getrübbten Lebens die Fülle der in ihnen liegenden Anlagen zu entwickeln und ans Licht zu fördern suchen und es meist doch — wie Nietzsche, Grabbe und andere — nicht vermögen, ihres inneren Reichthums völlig Herr zu werden. — Oktober 1854 bis März 1888: kaum dreiunddreißig und ein halbes Jahr, — in diese kurze Spanne Zeit drängt sich Jean Marie Guyaus Entwicklung und Reife, sein Leben, Leiden und Schaffen zusammen. Schon mit neunzehn Jahren veröffentlichte er eine Abhandlung über die Nützlichkeitmoral von Epikur bis auf die englische zeitgenössische Schule, die von der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften mit einem Preise gekrönt wurde, ein Jahr darauf bereits — als Zwanzigjähriger — begann er am Lyzeum Condorcet mit philosophischen Vorlesungen. Nachdem er diese jedoch wegen seiner körperlichen Kränklichkeit frühzeitig wieder aufzugeben gezwungen war, lebte er ganz seinen eigenen Studien und schuf zwischen seinem zwanzigsten und dreißigsten Lebensjahre seine philosophischen Hauptwerke. Nach seinem am 31. März 1888 erfolgten Tode fand man sogar noch drei nachgelassene völlig vollendete Werke, die alsdann von A. Fouillée herausgegeben wurden.

Der Grundsatz Fichtes: „Was für eine Philosophie man wähle, das hängt davon ab, was für ein Mensch man ist“, bewahrheitet sich, wie bei jedem ernstem Denker, auch bei Guyau. Alles, was er gedacht und geschrieben, trägt unverkennbar den Stempel seiner eigenartigen hohen Persönlichkeit, ist durchglüht von der Leidenschaftlichkeit und der tiefen Wahrheitsliebe seiner Seele. Versehen mit dem Rüstzeug einer durch das intensive Studium der Geschichte der Philosophie reif gewordenen Erfahrungsweisheit, die sich vor jedem voreiligen Schritt in das Land der nebelhaften Phantasie und philosophischen Spekulation hütet, und ganz auf dem Boden der neueren naturwissenschaftlichen Forschungen stehend, ist er an die unvergänglichen Probleme herantreten, die heute wie immerdar die Gedanken der Großen im Geistesleben der Menschheit bannen und an sich ziehen: Gott, Natur, Mensch, Kunst, Religion.

Guyau ist nicht allein Philosoph, als der er im wesentlichen bisher in Deutschland bekannt ist: Guyau ist auch Dichter; — nicht in dem Sinne etwa, wie man Plato, Bruno oder Leibniz dichterische Philosophen genannt hat, nicht der Dichter einer neuen phantasievollen Metaphysik, die als jenseits der menschlichen Erkenntnisfähigkeit stehend in das Reich des unkritisch-blinden Glaubens gehört, sondern ein Poet, der ausgehend von seiner streng verstandesmäßigen Weltbetrachtung die Stimmungen und Empfindungen, die dieses treue Studium der Wirklichkeit in ihm auslöst, in Versen zum Ausdruck bringt. Man möchte ihn darum am besten einen philosophischen Dyrker nennen. Im Jahre 1881 erschienen Guyaus „Vers d'un philosophe“ in erster Auflage: ein Buch, das rasch zahlreiche Freunde und Liebhaber gefunden hat, so daß sich bis jetzt immer neue Auflagen nötig erwiesen. Dreißig Jahre vergingen, bis ein Deutscher sich der äußerst dankenswerten Aufgabe unterzog, Guyaus „Gedichte eines Philosophen“ in unsere Sprache zu übersetzen. — Udo Gaede — bekannt bereits durch seine interessanten vergleichenden Studien über „Schiller und Nietzsche als Verkünder der tragischen Kultur“ (Berlin 1908) — hat bei Alexander Dunder einen kleinen vortrefflichen Band

erscheinen lassen, in dem er nach der siebenten Auflage der „Vers d'un philosophe“ eine große Anzahl von Guyaus Versen deutsch nachgedichtet hat, zugleich mit einer ausgezeichneten Einleitung versehen, die das Wesen und Denken Guyaus kürzer und klarer kennzeichnet als alle Schriften über den französischen Philosophen vordem.

Guyau hat mit seinen Gedichten den Beweis erbracht, daß sich die neuere kritische Philosophie und die lyrische Poesie keineswegs widersprechen, sondern daß die auf streng wissenschaftlicher Basis beruhende Welt- und Naturbetrachtung gerade so berufen und fähig sei, dichterische Stimmungen in uns auszulösen, wie ehemals Religion, Mythologie und Spekulation. Und wenn Philosophie im wesentlichen Sache des logisch zergliedernden und kritisch prüfenden Verstandes ist, Lyrik dagegen Sache des künstlerischen Feingefühls, der Empfindung, so betont Guyau mit Recht, daß Denken und Fühlen — wo es sich um die höchsten Probleme handelt — fast untrennbar sind, wie denn jeder Gedanke bestimmte Gefühle und Stimmungen in uns hervorruft, die als notwendige, unserem Denken erst Kraft und Leidenschaft verleihende Begleitererscheinungen neben der Arbeit unseres Verstandes einhergehen. „Wenn es sich um die großen Probleme des menschlichen Schicksals handelt,“ sagt Guyau in dem Vorwort zu seinen Gedichten, „so denkt jeder von uns, kann man sagen, ebenso sehr mit dem Herzen wie mit dem Gehirn.“

So bilden Guyaus Verse — an sich in Sprache und Rhythmus rein lyrisch, bisweilen nachgerade musikalisch beschwingt — zugleich eine Quelle, aus der wir fast alle Strömungen und Hauptideen seiner Philosophie erkennen und in uns aufnehmen können. Darum werden wir bei der Darstellung seines Denkens auch immer wieder auf seine Dichtungen zurückgreifen.

Schon in frühester Jugend machte Guyau die Entwicklung durch, die fast jeder von uns, der zu eigenem Nachdenken gelangt, zu durchschreiten pflegt: vom Glauben an die Bibel zum Zweifel, vom Zweifel zur Beschäftigung mit der Philosophie und der allmählichen Ausbildung einer eigenen Lebensanschauung. Zunächst hielt Guyau auch in seinen philosophischen Studien an dem Glauben fest, daß die Welt, wie die christliche und platonische Metaphysik lehrt, die Verkörperung einer Idee des Guten sei. Die Natur erschien ihm als eine Summe von Kräften guter Art. Eigene Krankheit jedoch, sowie der Verlust naher Angehöriger durch den Tod ließen ihn bald über die uralte Frage sinnen, die schon so vielen theistischen oder optimistischen Denkern schwere Gehirnartern verursacht hat — von Augustin bis Leibniz und Hegel —: „Wie vereint sich das Böse in der Welt mit der Idee eines dominierenden Guten? Warum all die Leiden, Krankheiten und Tod, warum diese Unsumme von Schmerz, Bitterkeit und Betrübnis, die auf jedem lasten, wenn die Natur wirklich ein Wesen voller Weisheit, Vollkommenheit und Güte ist.“ So kam Guyau dazu, die uralten Probleme des metaphysischen Optimismus und Pessimismus zu untersuchen. In der „Equisse d'une moral“ (S. 52) sagt er: „Wie soll man zwischen den drei Hypothesen einer guten, einer schlechten und einer gleichgültigen Natur wählen und entscheiden? Es ist eine Chimäre, dem Menschen vorzuschreiben: Richte dich nach der Natur. Wissen wir doch nicht einmal, was diese Natur selber ist.“ — Im Verlaufe seiner Untersuchungen verwirft Guyau alsdann sowohl den Theismus der Religion und den philosophischen Optimismus der Leibnizianer, wie den optimistischen Pantheismus Spinozas, und andererseits auch den extremen Pessimismus Schopenhauers. Die

begründetste Weltanschauung scheint ihm die zu sein, zu der sich auch sein Zeitgenosse Nietzsche unabhängig von ihm bekannte: Die Überzeugung von der Indifferenz der Natur; das innerste Wesen der Welt erscheint ihm nicht als eine Summe guter oder böser Kräfte, sondern neutral, amoral, jenseits aller Absichtlichkeit und darum jenseits von Freude und Schmerz, von Gut und Böse stehend. Die Natur ist ihm eine unendliche Fülle von Energien, die in steter Bewegung und Tätigkeit Leben zeugen und so den Weltlauf erhalten. Der Ozean, der ewig ruhelose, ziel- und planlos bewegte, in seiner gewaltigen Unendlichkeit und Bewunderung gebietenden Größe wird ihm zum Abbild der Natur überhaupt. So sagt er in der „Equisse d'une moral“: „Nichts auf der Welt ist mehr geeignet, dem betrachtenden Blicke des Menschen eine umfassendere und zugleich traurigere Vorstellung des Weltalls zu geben als der Ozean. Er ist das Abbild der Kraft in ihren wildesten und unbezähmbarsten Formen; er zeigt eine Kraftentfaltung, eine wahrhaft verschwenderische Machtfülle, von der nichts anderes auf der Welt eine Idee geben kann. Und all das lebt, regt sich, müht sich, ewig ohne Zweck und Ziel. Zuweilen möchte man glauben, das Meer sei lebendig, es woge und atme; ein ungeheures Herz scheint in ihm zu schlagen, so stürmisch hebt und senkt sich seine Brust. Unsagbar traurig stimmt es uns, wenn uns zum Bewußtsein kommt, daß all diese Kraft, all dieses glühende Leben umsonst verschwendet ist. Dieses Erdenherz schlägt ohne Hoffnung; von all diesem donnernden Krachen der Wogen bleibt nichts als ein wenig Schaum, den der Wind verweht. Wenn unser Auge den unendlichen Raum umfassen könnte, so sähe es überall nur einen betäubenden Kampf der Wogen, einen Kampf ohne Ende, weil er ohne Vernunft ist, einen Krieg aller gegen alle.“

Denselben Gedanken spricht Guyau auch in seinen Gedichten aus. Unter dem gleichen Bilde des ruhelosen Meeres entwickelt er dort seine Naturanschauung:

In deiner Flut, die sich am Fels zerschlägt,
Erscheint mir, Ozean, das Bild der Welt,
Des allgemeinen Kriegs. Es steigt und fällt
Das Leben wie die Woge, windbewegt,
Und rauscht und strömet ohne Weg und Ziel,
Und glänzt, wenn irgendwo ein Lichtstrahl fiel
Aus reiner Höhe, und zerschellt am Strand.

Hat Guyau so in seiner Metaphysik ein recht trostloses Bild von dem Wesen der Welt gewonnen, trostlos genug, daß es ihn hätte zum Pessimisten machen können, so richtet sich seine Hoffnung und Liebe zum Dasein wieder auf im Hinblick auf den Menschen, dieses höchste aller Geschöpfe, der in jahrtausendlangem Kampfe mit der Natur — wo sie lebenszerstörend und ihm schadenbringend auftrat — gerungen und unter schwer erkämpften und mit blutigen Opfern erkaufte Pyrrhussiegen die Erdkruste wohnlich gestaltet hat; sein Werk ist all das, was wir unsere gesamte Gegenwartskultur nennen. Guyau glaubt mit freudiger, unbeugsamer Zuversicht an die Fortentwicklung der Menschheit zu höheren Formen und Gestalten des Lebens; die Idee, daß die Zukunft der Menschheit in ihrer immer zunehmenden Vollenbung das Leben und Leiden aller vorhergehenden Geschlechter rechtfertigen werde, erfüllt sein Herz mit freudiger Lebensbejahung. Und diese Hoffnung begründet er auf ein eigenartiges und interessantes Gesetz: Im Verlaufe seines

Denkens untersucht er die uralten, in der Geschichte der Philosophie ewig wechselnden und vielumstrittenen Theorien der egoistischen und altruistischen Moral. — Egoismus und Altruismus —, wenn man sie etwa in ihren extremsten Vertretern: hier Stirner — dort Christus, Gotama Buddha oder Laotse — gegenüberstellen wollte, so erschienen sie zweifellos wie krasse, unverföhnliche Gegensätze, und doch sind sie nicht, wie Guyau nachzuweisen sucht, diametral wie zwei unvereinbare Pole verschieden und sich gegenseitig einander ausschließend, sondern geradezu zusammengehörig und einander bedingend. Wenn schon Comte — und bereits andere vor ihm, auch Goethe — die Theorie aufstellte, daß der Mensch ebenso Träger eines auf sich gerichteten Verlangens (Egoismus), als auch eines für andere interessierten Gefühles des Wohlwollens (Altruismus) sei, so geht Guyau noch einen Schritt weiter, indem er diese beiden sich nur scheinbar widerstreitenden Grundtriebe physiologisch und biologisch als in der Natur des Menschen begründet zu erklären sucht. — Der Mensch ist nach Guyau in weit höherem Maße als jedes andere Geschöpf ein Wesen, das nicht nur einer steten Rezeption, sondern zugleich auch einer steten Produktion bedarf. Rezeptiv sind wir in bezug auf jede Befriedigung unseres Selbsterhaltungsbedürfnisses (Nahrungszunahme, Kunstgenuß usw.), produktiv im Fortpflanzungstrieb, Freundschafts- und Mitteilungsverlangen, im natürlichen Mitgefühl für andere, im künstlerischen Schaffen und der allgemeinen Teilnahme an allen kulturellen Bestrebungen. — So liegen in jedem Menschen — nach Guyaus Überzeugung — ebensowohl altruistische wie egoistische Triebe; denn das Leben ist nicht nur Selbsterhaltung, sondern mehr als das: es ist Ausbreitung, Expansion, es ist die fortwährende Überschreitung der engen Schranke, die um das Einzel-Ich gezogen ist. Der Mensch als isoliertes Wesen ist undenkbar; er kann nicht existieren, sondern muß zugrunde gehen; alles Leben und der Wert des Seins ruht nur im Ganzen; die Menschheit ist somit ein Kollektivorganismus, eine Einheit zahlloser sich selbst erhaltender, wie über sich selbst hinaus einer für den anderen wirkender Individuen. Jedem Empfangen entspricht ein Von-sich-Geben, jeder Rezeption die Produktion. — „Das Leben ist“ — um Guyau selbst sprechen zu lassen — „nicht nur Ernährung, es ist auch Produktion und Fruchtbarkeit. Leben heißt aus sich herausgeben, ebensowohl wie es ein In-sich-Aufnehmen ist. Das Leben des Individuums ist expansiv, weil es fruchtbar ist, und es ist fruchtbar, weil es Leben ist. Vom physiologischen Standpunkt ist es das Bedürfnis des Individuums, sich in einem anderen Individuum fortzupflanzen; dieses andere Individuum wird zur Bedingung unserer selbst. Das Leben ist wie das Feuer: es erhält sich nur, indem es sich ausbreitet. Und vom Geiste ist das nicht weniger richtig als vom Körper. Der Geist kann ebensowenig wie die Flamme in sich geschlossen existieren; er ist da, um zu leuchten, dieselbe Kraft der Entfaltung finden wir im Gefühlleben; wir müssen unsere Freuden ebenso wie unsere Schmerzen teilen. — Unserem ganzen Wesen nach sind wir sozial.“ (Equisse d'une moral, S. 246 und 247.)

Auf dieses Grundgesetz als Prinzip des Lebens, das Gesetz der natürlichen Expansionskraft, baut Guyau seine Ethik auf: Die höchste Aufgabe des Menschen ist, alle in ihm liegenden Kräfte und Fähigkeiten zur harmonischen Ausbildung und höchsten Entfaltung zu bringen und alsdann all sein Können in den Dienst der Gesamtheit zu stellen; denn „nur der lebt ein volles Leben, der für viele

andere lebt". — „Le désintéressement,“ ruft Guyau begeistert aus, c'est la fleur de la vie humaine.“ Geringegen bezeichnet er den Egoismus, wo er dominierend und alle sozialen Triebe überwuchernd auftritt, als eine Krankheit, eine Verkümmernng des natürlichen und gesunden Lebens, er nennt ihn „die ewige Illusion des Geistes“. Das Ideal also, das Guyau dem Menschen gibt, ist das einer allgemeinen, allumfassenden Nächstenliebe, ein Zustand, der sich vielleicht am besten ausdrücken läßt unter der Bezeichnung einer „Verbrüderung aller“. — „Auch dann,“ äußert er einmal, „wenn die Menschen von Geburt nicht Brüder sein sollten, könnten sie es immerhin werden: durch gegenseitige Achtung und Liebe.“ Die soziale Frage kann nach seiner Auffassung nur gelöst werden durch das stetige Wachsen der gegenseitigen Sympathie und Humanität.

Am machtvollsten hat Guyau diesen Gedanken wohl in seinen Versen ausgesprochen, in Udo Gaedes Nachdichtung in geradezu kongenialer Vortrefflichkeit wiedergegeben:

„So klärt sich mir des Lebens dunkle Schrift:
Nicht mir gehöre ich. Denn alles Sein
Ruht nur im Ganzen. Nichts ist es allein.
Denn alles bindet sich und hält sich fest.
Es gibt kein Leid, das mich vereinsamt läßt,
Es gibt kein Glück, das ich allein genieße;
Strömt doch des Lebens Bitternis und Süße
Von einem Wesen in das andre über.
Nur mit euch allen wird mein Himmel trüber,
Mit euch nur soll er hell und freundlich sein!
Was ihr an Glück und Schmerz besitzt, sei mein.
Die ganze Menschheit soll mein Herz umfassen,
Und ob's auch springen will, nicht von sich lassen.
Es wächst das Glück, das Leid wird minder schwer,
Je mehr es fühlen; ja, ich glaube dran,
Einst kommt gewiß der Tag, wo niemand mehr
Sich einsam freuen oder härmern kann;
Wo aller Menschen Denken und Empfinden
In eins verschmilzt, ein Echo ohne Ende
In jeder Seele klingt, und aller Hände
Zu einer Kette sich zusammenfinden,
Von deren Gliedern eins im andern lebt,
Wenn eins getroffen, jedes mit erbebt!“

In wunderbar hoher, dichterisch verklärter Schönheit klingen dann die Verse aus, ein hohes Lied auf die All-Liebe des menschlichen Herzens. Und mit freudiger Zuversicht ruft Guyau seine schönen, stolzen Worte, die den ganzen Optimismus seines Wesens offenbaren: „vivre c'est avancer“ (Vorwärtsschreiten nur heißt Leben).

Die zitierten Verse Guyaus — so charakteristisch für seine Lebensanschauung, und die tiefe Leidenschaftlichkeit und Höhe seines Charakters kennzeichnend — offenbaren uns zugleich auch die starke, hinreißende Kraft des Künstlers und Poeten in ihm. Sie entsprechen völlig der ernstesten Auffassung, die Guyau selbst vom Wesen und der Bedeutung der Kunst hatte. Die Kunst soll nicht Spiel für

müßige Stunden sein, zur Erholung des Künstlers und seines Publikums, sondern dem künstlerisch Schaffenden zum Lebensinhalt werdend, soll sie ein Spiegelbild des Lebens geben, wahr und erhebend, ernst und erziehend zugleich. Der Kunst übertrug er darum die hohe Mission, die alte ersterbende Religion ersetzen zu helfen. — Denn die Religion mit all ihren Dogmen und Lehren, die jedem ernst Nachdenkenden als absurd, phantastisch, mystisch erscheinen müssen, ist nach Guyau im Begriff zugrunde zu gehen; sie stirbt allmählich ihren natürlichen, organischen Tod und wird, wenn die Menschheit erst einmal völlig über all die naiven eschatologischen Vorstellungen der Bibel hinausgewachsen ist, ihre Kulturmission erfüllt haben. So wird aus der Religion der Gegenwart, die ohne abergläubische Vorstellungen und Kulthandlungen noch nicht denkbar ist, in Zukunft, wie Guyau sagt, eine Irreligion oder Areligion werden. Was einzig und allein dem Menschen erhalten bleiben muß, das ist jenes allen Religionsystemen als Quelle und Urgrund vorangegangene und heute wie ehemals in uns lebende Gefühl der Religiosität, das Bewußtsein der Endlichkeit und Kleinheit des Menschen gegenüber dem Unendlichen und Allgewaltigen der Natur. Die Menschheit soll somit das vom religiösen Gefühl beibehaltene, was an ihm das Reinste ist: die Hinneigung und Liebe zum schlechtthin Idealen, den Drang nach Erkenntnis und den Wunsch, dem Leben einen höheren Sinn und Inhalt zu geben, als es der Alltag mit seinem Lärmen und Tosen und die bloße Befriedigung der natürlichen Instinkte zu geben vermögen. Die Kunst — jene wunderbare Macht aber, die selbst die verschiedenartigsten Menschen miteinander verbindet und um uns alle ein Band der Gemeinsamkeit schlingt — soll künftig an die erste Stelle treten, den gesamten Kultus des religiösen Glaubens zu ersetzen. Aber nicht allein die Kunst: auch die Philosophie und Wissenschaft hat die Aufgabe, den alten Platz der Religion miteinzunehmen; denn Guyau ist der gleichen Überzeugung wie Kant, daß die Philosophie demütig mache, weil der Philosoph immer die Unbegreiflichkeit des Ganzen vor Augen habe. — Wir denken hierbei auch an Goethes bekannten Ausspruch: „Wer Wissenschaft und Kunst besitzt, der hat Religion.“

Man mag über Guyaus philosophische Weltanschauung, über seine Lehre von der Indifferenz der Natur, der Expansionskraft des Lebens und der Irreligion der Zukunft denken, wie man will; man mag seinen Überzeugungen zustimmen oder nicht: eines wird man nicht leugnen können, den tiefen Ernst seines Schaffens und die starke Liebe seines Herzens zur Wahrheit und Schönheit. Und wenn man sich selbst von Guyau, dem Denker, abwenden sollte, weil seine Anschauungen vielleicht einem anders gearteten Verstande nicht zusagen: den Dichter in ihm muß man anerkennen, gerade so wie es vielen in ihrer Stellungnahme zu der seltsamsten und bedeutendsten Erscheinung in der Geschichte der neueren deutschen Philosophie ergeht: zu Friedrich Nietzsche.

Guyaus Name ist ebenso in den Annalen der Kunst wie der Philosophie mit weit hin leuchtenden Lettern eingezeichnet, als der eines Denkers und Dichters, dessen künstlerische Ausfaat in den kommenden Jahrzehnten noch reiche Früchte zu tragen verspricht.

